

Stefanie Endlich

## **“Face to Face with History”?**

### **8. Beitragsfolge zum Denkmal für die ermordeten Juden Europas**

aus: kunststadt stadtkunst 49, Frühjahr 2002; S. 19

In meinem letzten Artikel (kunststadt stadtkunst Nr. 48) ging es vor allem um den “Ort der Information”, der – wie auch im Bundestagsbeschluss festgelegt – das skulpturale “Field of Memory” des Holocaust-Denkmal ergänzen soll. Für die von den Historikern Reinhard Rürup, Eberhard Jäckel und Andreas Nachama entwickelte Sequenz von vier Ausstellungsräumen hatte die Designerin Dagmar von Wilcken ein Gestaltungskonzept entwickelt, das darauf zielt, die emotionalisierende Wirkung des oberirdischen Stelenfeldes unterirdisch nachklingen zu lassen und zu vertiefen. Mit ihrem Entwurf setzt sie die ästhetische Grundidee des Stelenfeldes fort und lehnt sich an die Vorgaben an, die Peter Eisenman selbst für den “Ort der Information” entwickelt hatte.

Als das Gestaltungskonzept im Frühjahr 2001 der Presse vorgestellt wurde, gab es erstaunlich wenig Resonanz. Eine umfassende Diskussion kam erst auf einem Symposium Anfang November zustande. Auf Einladung der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas berieten rund 80 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener Fachrichtungen drei Tage lang das Konzept des “Ortes der Information” unter – wie es im Programm hieß – architekturtheoretischen, historischen und museumspädagogischen Gesichtspunkten. Dabei ergaben sich überraschend viele Übereinstimmungen: Das historisch-didaktische Konzept des Ausstellungsdrehbuchs wurde überwiegend positiv aufgenommen; das Gestaltungskonzept hingegen traf auf breite Ablehnung.

Schon im Einleitungsvortrag des Münchner Bauhistorikers Winfried Nerdinger kamen die kritischen Bedenken klar zum Ausdruck. Hier sind die letzten drei Abschnitte seines Beitrags zitiert, in dem er vor allem Peter Eisenmans architekturtheoretischen und philosophischen Hintergrund analysiert. Wie alle anderen Vorträge und Redebeiträge soll sein Text demnächst in der ersten Publikation der geplanten Schriftenreihe der Stiftung erscheinen.

“... Beim steinernen Grab- und Denkmalfeld mag eine gewisse Assoziationsbreite angemessen sein, aber an einem Ort der Information, dort, wo die ‚Opfer ihre menschlichen Gesichter‘ erhalten sollen, wo das konkrete Leid vermittelt und erfahrbar werden soll, dort sind

weder Undeutlichkeit noch Mehrdeutigkeit, sondern Rationalität und Aufklärung, eben eindeutige Information angebracht. Natürlich muss eine architektonische Vermittlung zwischen Gedenkfeld und Ort der Information stattfinden, aber ich halte eine Durchdringung für falsch, denn dadurch würden auch zwei völlig verschiedene Formen des Gedenkens vermengt und gegenseitig beeinträchtigt. Wird das Stelenfeld in die Tiefe ‚durchgedrückt‘ oder gar fortgesetzt, entsteht fast zwangsläufig die Assoziation eines Hinabsteigens zu den Gräbern, und dann ist natürlich die fatale Assoziation zu Gruft, Krypta und Reliquien nicht mehr weit.

Stelenfeld und Ort der Information können nur durch zwei getrennte und unterschiedliche Erscheinungsformen ihre völlig verschiedenen Funktionen erfüllen. Die Assoziationen des Besuchers können dabei durch architektonische Elemente sehr wohl beeinflusst werden. Ob sich der Eindruck Katakombe oder Tresor einstellt, ob beim Hinabgehen zum Ort der Information an eine Höhle gedacht oder ob dem Besucher vermittelt wird, er ziehe sich an einen Ort zum Nachdenken zurück, das ist in erster Linie eine architektonische Frage der Art des Treppenabgangs, der Raumdimension, der Helligkeit und Ausleuchtung sowie der Raumgestaltung. Abwegig erscheint mir in diesem Zusammenhang der Vorschlag, Texte so anzuordnen, dass sie in gebückter Haltung gelesen werden müssen. Der Ort der Information sollte nicht für erzwungene Demutsgesten missbraucht werden. Nach meinem Verständnis spricht die Information über den Holocaust für sich, ohne jedes überflüssige Design.

Anstatt die Wirkung des steinernen Feldes mit der Aufgabe des Ortes der Information zu vermengen, müsste das Ziel sein, die Wirkung des einen Ortes jeweils durch den anderen zu stärken: die Verunsicherung oder auch Erschütterung im Gedenkfeld also durch rational aufbereitete ‚taghelle‘ Information zu vertiefen, damit diese intensiviert Wirkung wieder mit ins Gedenkfeld hinauf genommen und dort erneut verstärkt wird.“

Diese von Winfried Nerdinger ausgesprochenen Bedenken wurden von den meisten Experten geteilt. Einige Stellungnahmen unter vielen: Hanno Loewy vom Frankfurter Fritz-Bauer-Institut kritisierte den „sakralen Charakter“ des Entwurfs, insbesondere die „pathetisch-liturgische Inszenierung“ des „Raums der Namen“. Die Kunsthistorikerin Silke Wenk wandte sich gegen den „Einsatz christlicher Ikonographie“ und „mythologisierender“ Gedenkformen. Der Architekturhistoriker Werner Durth sprach über die fragwürdige Rolle des Besuchers in diesem Konzept als „Teil der Inszenierung“ und damit als „imaginärer Teil dieses Sarkophages“.

Auch der Historiker Wolfgang Benz, Vorsitzender des Stiftungsbeirats, warnte davor, “Gedenken im Untergrund fortzusetzen”, und plädierte für “Minimalismus als Leitidee der Präsentation”. Seine besondere Sorge war, dass die ursprünglich geplante “Portalfunktion” des Foyers, die darin bestehen sollte, die “elementar bedeutenden” Informationen über andere Gedenkorte und andere Opfergruppen anzubieten, bei der konkreten Gestaltung zu kurz kommen könnte. Der Historiker Reinhard Rürup sah sich zu der Erklärung gezwungen, dass der Gestaltungsentwurf von Dagmar von Wilcken nicht – wie es das von der Geschäftsstelle für die Tagung vorbereitete Papier vermuten ließ – unmittelbares Resultat der historischen Konzeptfindung sei und schon gar nicht mit den drei Historikern abgestimmt; deren ursprüngliches Drehbuch, das die “Vermittlung von Grundeinsichten in der einfachst möglichen Form” vorsehe, stehe vielmehr “in vollem Widerspruch” zu diesem Entwurf.

Selbst der am zweiten Findungsverfahren 1997 beteiligte US-amerikanische Literaturwissenschaftler James E. Young, der zum Symposium nicht kommen konnte, meldete im New Yorker “Aufbau” vom 6. Dezember 2001 Bedenken an. Der Ort der Information, sagte er, habe einige Probleme formaler Art. Der oberirdischen Gedenkstätte des Stelenfeldes sollte mit der unterirdischen historischen Ausstellung keine funktional gleiche Replik hinzugefügt, sondern eine Alternative, eine Art tragendes Gerüst gegenübergestellt werden (“I would rather see the commemorative site above counterpointed by the historical, or, if you will, undergirded by the historical exhibition and not replicated in its function.”). Besonders wandte er sich gegen die geplante Zeremonie der Namensnennung, die nur für eine begrenzte “community” individueller Bürger sinnvoll sei, aber nicht als nationale Aufgabe mit Millionen von Namen, deren Auflistung den Eindruck eines gigantischen Telefonbuches erwecken könnte. Auch James E. Young wandte sich gegen die Idee, die Texte in Bodenplatten einzulassen, vor denen man eine andächtige, meditative Haltung wie vor Grabsteinen einnehmen müsse; stattdessen sollten die Texte den Besucher in Augenhöhe mit der Geschichte konfrontieren – “face to face with history”.

Die Auseinandersetzung um die angemessene formale Gestaltung des “Ortes der Information” geht weit über ästhetische Fragen hinaus. Sie wurzelt in der nach wie vor ungeklärten Rolle dieses Ortes im Spannungsfeld zwischen der monumentalen, auf Emotionen zielenden Denkmalsanlage, als deren Appendix sie wirksam werden soll, und sachlicher, umfassender Aufklärung, wie sie an anderen Orten wie der “Topographie des Terrors” und der Gedenkstätte

“Haus der Wannseekonferenz” längst geleistet wird. Ob der “Ort der Information” in der Lage sein wird, eine eigenständige Position zwischen beiden zu entwickeln, wird sich zeigen.

In den Resümees der drei Arbeitsgruppen wurde die Stiftung aufgefordert, auf das vorliegende Gestaltungskonzept zu verzichten und einen neuen Entwurf erarbeiten zu lassen, der sich nicht an die Ästhetik des Stelenfeldes anlehnen, sondern auf Nüchternheit und Rationalität basieren sollte.

Ob diese Empfehlungen Gehör finden, wird sich zeigen. Eher scheint die Sorge angebracht, das Symposium hätte vielleicht nur als Feigenblatt gedient, vergleichbar dem dreiteiligen Colloquium 1997, bei dem rund 70 Experten ihre Meinung zu Planungen äußern durften, die längst politisch beschlossen waren und trotz aller Argumente nicht verändert wurden. Dass die Referenten auch diesmal ihre Beiträge gedruckt wiederfinden werden, wird sie sicher erfreuen. Die Annahme vieler Teilnehmer jedoch, das Symposium sei veranstaltet worden, um die zukünftigen Planungsschritte noch einmal gründlich zu überprüfen, sie zu qualifizieren und auf eine konsensfähige Basis zu stellen – diese Hoffnung wurde heftig irritiert durch die Aussage der Geschäftsführerin der Stiftung, Sibylle Quack, der Gestaltungsauftrag für den “Ort der Information” sei vergeben und die Planung längst beschlossen. Sie hatte einen schweren Stand auf dem Symposium, denn nur vier der Kuratoriumsmitglieder hatten sich der Mühe unterzogen, teilzunehmen und die Meinung all dieser kritischen Experten anzuhören: Reinhard Rürup, Eberhard Jäckel und Christoph Stölzl, die alle drei selbst als Referenten auftraten (letzterer mit der Warnung, sich nicht in den “Sumpf der Argumentation” zu begeben), sowie der PDS-Abgeordnete Heinrich Fink. Bundestagspräsident und Stiftungsvorsitzender Wolfgang Thierse begrüßte die Teilnehmer und kam noch einmal zur Abschlussdiskussion hinzu.

Die Einwände der Experten landeten daher bei der Geschäftsführerin und dem ebenfalls bei der Stiftung angestellten Architekten Günter Schlusche, dem die undankbare Aufgabe zufiel, Eisenmans Vorgaben für den “Ort der Information”, zum Beispiel die Stelenstruktur der Kassettendecke in ihrer tragenden Funktion, als wohl nicht mehr veränderbar zu erläutern. Sibylle Quack versicherte, sie werde “die vorzüglichen Argumente dem Kuratorium vortragen und dafür Sorge tragen, dass von den guten und nützlichen Vorschlägen, über die auf der Konferenz ein überraschender Konsens bestand, so viel wie möglich in die weitere Realisierung einfließt” (Brief an die Teilnehmer vom 12. 11. 01). So wird das Kuratorium nun

darüber befinden, ob die Einwände der Wissenschaftler sich tatsächlich als “nützlich” erweisen können.

“kunststadt stadtkunst” als Zeitschrift für Kunst im öffentlichen Raum ist nicht der geeignete Ort, über die weiteren Debatten dieses Symposions zum historisch-didaktischen Profil des Gedenkortes zu berichten, zum Beispiel über die bei den Teilnehmern auf breites Unverständnis, ja auf Fassungslosigkeit stoßende Forderung Eberhard Jäckels vom Förderkreis, das Denkmal ausschließlich den ab 1941 ermordeten Juden zu widmen, nicht aber den vielen Zehntausenden, die bei den Mordaktionen in den Jahren zuvor umkamen, oder auch denen, die noch entkommen konnten, wenn auch meist mit dauerhaften physischen und psychischen Schäden. Hier wurde eine überholte Position der Denkmals-Initiatoren noch einmal in die Arena gebracht, die mit der Entwicklung des Projektes längst nicht mehr im Einklang steht.

Über die peinliche Plakat-Aktion des Förderkreises im Juli und August 2001 (“den holocaust hat es nie gegeben”), offensichtlich ohne Abstimmung mit der Stiftung durchgeführt und nach heftigen Protesten frühzeitig beendet, ist in der Presse so ausführlich berichtet worden, dass ich hier auf eine wiederholte Darstellung verzichten kann. Der pressewirksame “Baubeginn” am 30. Oktober 2001 mit Wolfgang Thierse als Baggerführer war erst einmal der Auftakt zur Räumung des Geländes von Altlasten und Munition. Die Realisierung soll im Frühjahr mit dem Aushub der Baugrube beginnen.